



Foto: © Dagnmar Jerichow

## SUSANNE STEPHAN

1963 in Aachen geboren, aufgewachsen in Haßmersheim am Neckar. Studium der Germanistik, Geschichte und Romanistik in Tübingen, Konstanz, Hamburg und Paris. Verlagslektorin und Übersetzerin. Heute lebt sie als freie Autorin mit ihrer Familie in Stuttgart. Veröffentlichung von Lyrik, Prosa und Essays in Anthologien (dtv-Hanser), in Literaturzeitschriften (u. a. Akzente) sowie in Tageszeitungen (u. a. Frankfurter Allgemeine Zeitung).

Auszeichnungen: Thaddäus-Troll-Preis des Förderkreises dt. Schriftsteller in Baden-Württemberg 2007, Kleiner Hertha Koenig-Preis 2008, Stipendien für das Deutsche Studienzentrum in Venedig und die Casa Baldi in Rom

# AM FLIESS DER ZEIT

## 1. DIE SPREE DER WALD DAS FLIESS

Die Spree und der Wald zeugen das Fließ. Nein, umgekehrt: Das Fließ – dieses labyrinthische Netz aus Gräben, Seitenarmen, Totarmen – gibt der Spree und dem Wald vor, wo es langgeht: wo das Wasser fließen, das Grün wachsen kann. Der Fluss wird zum Fließ, zum ES, dessen Topographie vor langer, langer Zeit, in vor-historischer Epoche, geprägt wurde: Es waren einmal DIE EISZEIT DER URSTROM DAS SCHWEMMLAND.

Und wir steigen heute so gern in einen Kahn und lassen uns treiben: sind DIE FAHRT DER KAHN DAS KIND. Regredieren wie Jean-Jacques Rousseau, Ahnherr der modernen Natur-Sehnsucht, der, wie in der berühmten „Fünften Promenade“ in den *Träumereien eines einsamen Spaziergängers* beschrieben, sein Refugium auf einer Insel im Bieler See dazu nutzt, systematisch und geradezu manisch alle Pflanzen zu bestimmen, aber immer wieder mit dem Boot hinausrudert: sich darin bettet wie auf Freuds Couch und „verworrenen, doch süßen Träumereien“ nachhängt.

Alles fließt (Heraklit), alles ist FLIESS. Die Atome sind Teilchen oder Wellen oder ein Feld: DIE ENERGIE DER IMPULS DAS FELD. Was trägt mich, was treibt mich an, was spricht durch mich: DIE SPRACHE DER SATZ DAS WORT. Und blickt man manche Wörter genauer an, vor allem aus älteren Sprachschichten, wie Sigmund Freud in dem kleinen Aufsatz „Über den Gegensinn der Urworte“ erläutert, so schwindet das Eindeutige, entdeckt man einen bipolaren Sinn. „Altus“ bedeutet im Lateinischen sowohl hoch wie tief, „sacer“ heilig und verflucht. Das englische „without“ ist ein „mit ohne“, und der deutsche „Boden“ kann sich oben wie unten im Haus befinden. Verhältnisse wie im Traum, der nach Freud kein Verbot und kein Nein kennt, nur die Allmacht des Wunsches. Oder wie bei den Lutkis aus dem Spreewälder Sagenreich, einem Zwergenvolk, das vor dem Klang der christlichen Glocken in den Untergrund geflohen ist. Die Lutkis sagen Ja, wenn sie Nein meinen, sie möchten sich bei den Menschen einen Nichtbacktrog und eine Nichtbackschaufel ausleihen und bekommen immer, was sie wollen.

Der Legende nach ist der Spreewald entstanden, als der Teufel mit seinen Ochsen ein Bett für die Spree pflügen sollte und in der Mittagshitze die Peitsche knallen ließ: Die Ochsen gingen durch und schufen mit dem Pflug ein Zickzack aus unzähligen Rinnen.

Zwischen den beiden Aufenthalten im Spreewald, an Ostern, war ich mit meiner Familie in Kanada, wo unser Sohn einige Monate zur Schule ging; auf der Fahrt zu den Niagara-Fällen kamen wir durch das Gebiet der „Thousand Islands“, eine Seenlandschaft mit zahllosen kleinen Inseln im Grenzgebiet von Kanada und den USA, mit – man glaubt es kaum bei der amerikanischen Grenzkontrollwut – einigen nicht kontrollierten, kontrollierbaren Niemandsland-Flecken. Die Indianer nannten die Region „Garden of the Great Spirit“. Doch als in diesem friedlichen Garten, so die indianische Legende, Streit und Krieg um sich griffen, hat Gott das Land in eine große Decke gewickelt. Auf dem Weg zum Himmel ist sie zerrissen, und alles fiel in tausend Bruchstücken in den See. Zersplittert der „große Geist“, fragmentiert die Weisheit, oder gerade in den Fragmenten, in der Vielfalt der *eine* große Garten.

--

DAS FLIESS FJELL FELL: Das FJELL ist in Norwegen alles, was über der Baumgrenze liegt und nicht wirtschaftlich genutzt werden kann, es ist das FELL des Nordens: niedrige Sträucher, Flechten und Moos. Man muss bei einer Fjelltour nicht klettern, keine steilen Hänge überwinden – man wandert nahezu mühelos, auf einer schier endlosen Ebene, und bewegt sich immer tiefer über das FLIESS der Erinnerung in das eigene Gedanken-Schwemmland hinein. Und verliert bei Nebel leicht die Wegmarkierung aus dem Blick. Der Pionier der „Fjelltur“, Christen Smith, fand seinen Tod jedoch woanders: im „Herz der Finsternis“, im Kongo.

--

Ich als Nicht-Berlinerin, als Süddeutsche, höre in „Spreewald“ weniger den Fluss Spree als einen Anklang an „Spree“, an „Streu“, also Verstreutes, das im Wort „Wald“ wieder gebündelt wird.

Von „Streu“ bin ich gleich bei „Streuobstwiese“, einem Mini-Biosphärenreservat für unzählige Kleinlebewesen – dem, wie ich einmal gelesen habe, „Korallenriff Mitteleuropas“. Die klassische Streuobstwiese gedeiht unter Hochstämmen, die vielerorts nicht mehr gepflanzt werden, da die Ernte schwieriger ist, auf die es aber wiederum nicht so sehr ankommt: eher auf das Fallobst, die Spreu, das Nicht-Verwertete, doch Fortwirkende.

--

Das Dorf Burg, zu dem das Hotel Die Bleiche gehört, ist eine Streusiedlung, mit den weit verteilten Höfen sogar das größte Flächendorf Deutschlands. Volkskundler haben hunderte Volkslieder und -varianten dokumentiert. Zwischen Haus und Haus liegen mindestens EINE WIESE EIN SUMPF EIN FLIESS. Nur langsam schritt im 20. Jahrhundert die Elektrifizierung voran. In die Vielfalt der Lieder und Sagen oder in die Geschichte der sorbischen Sprache konnte ich nicht tief eindringen, aber mir bleibt ein Eindruck: die Fülle an Samentütchen in der örtlichen Drogerie. Darunter die verschiedensten Nelkenarten, während ich in Stuttgart allenfalls Bartnelken finde – zwischen einer Sorte Sonnenblumen und einer Sorte Sonnenbraut – und kaum die duftenden Federnelken, die mein Vater, aus Thüringen stammend, immer ausgesät hat, und dem ich dies jetzt nachtun kann, mit den Tütchen aus dem Spreewald.

--

In Berlin, wo die Spree wieder gesammelt und breit dahinfließt (wieder SIE, die Spree ist, ER, der Fluss: „Wo Es war, soll Ich werden!“ postuliert Freud), in der neuen Bikini-Concept-Mall, die ich mir, aus der schwäbischen Provinz kommend, natürlich ansehen muss, hat sich unter all den hippen Läden der „Echtwald-Shop“ angesiedelt. (Sobald ein Deutscher einen Wald betritt, fühlt sich alles echt und gut an.) Das Angebot umfasst Produkte aus Holz, dem kernigen, außerdem Obstbrände, „Tannenspitzen-Pickles“ oder „Löwenzahn-Chutneys“. Der Erlös soll der Renaturierung von „Industriewäldern“ im Schwarzwald dienen. Denn der Schwarzwald ist wie der heutige Spreewald eine künstliche, das heißt menschengemachte, Anpflanzung. Unser „Zurück zur Natur“ ist – oder war es schon immer – ein bewusster Schritt von einer entwickelten, alles durchdringenden Zivilisation aus. Nachdem Rousseau zur genauen Erfassung aller Pflanzen die kleine St. Petersinsel kartiert hat, flieht er auf den See hinaus, um – wie man heute sagen würde – zu sich selbst zu finden. Die Verwalterin der Insel hingegen muss er zu einer Bootstour geradezu zwingen, denn sie ist wasserscheu und würde sich nie nur zum Vergnügen in einen

Kahn setzen – so wenig wie vor zwei, drei Generationen die Küstenbewohner der Nordsee die Reize eines „Wattspaziergangs“ empfanden.

Und wir können uns die schöne Neu-Natur leisten, da unsere Lebensmittel, unsere Brennmaterialien (Holz, Braunkohle) und was wir sonst benötigen, woanders herkommen. Früher wurden die Spreeauen gerodet, um das Land zu bewirtschaften; die Folge waren große Überschwemmungen des inneren Spreewaldes. Jetzt sind die Auen „renaturiert“, eine Maßnahme von Vattenfall als Ausgleich für die großen Braunkohle-Brachen der Umgebung, in denen ganze Dörfer verschwanden. Und der Spreewald kann bilderbuch-mäßig weiter verwildern, während die große Naturzerstörung woanders – oder in der Atmosphäre – stattfindet.

Daher, mit diesem modernen „Zurück zur Natur“, dem Zwiespalt zwischen „local“ und „global“, ist man im Spreewald am „Fließ der Zeit“, und im Hotel Die Bleiche (DIE BLEICHE DER FDGB DAS HOTEL), der großen Verteidigung des Lokalen vor globalem Horizont, dicht am Diskurs der Gegenwart: in der Küche mit dem Nebeneinander von Roter Beete und Quinoa, in der Buchhandlung mit den literarischen Neuerscheinungen und den Sachbuchtrends, der erhaschten Lektüre der SPA-Gäste und – was soll man machen, wenn es immer lauter und fröhlicher wird – den Gesprächen im Restaurant. So wurden einmal am Tisch neben mir die Urlaubspläne für den Sommer diskutiert: an die Ostsee oder mit dem Wohnmobil durch Kanada? Als ich beim Dessert angelangt war, sah es nach Jakobsweg für die Damen und Alpen-Überquerung auf dem E-Bike für die Herren aus, womit diese weitaus näher am Puls der Zeit waren.

## 2. DIE CHAUSSEE DER RING DAS GEHEN

### BURG

Bei meinem ersten Ausflug zu Fuß verlaufe ich mich schon. Vom Dorf zurück zum Hotel folge ich nicht, wie beim Hinweg, der Autostraße, sondern suche eine Abkürzung über die Jugendherberge, zu der auch ein Schild beim Hotel weist. Es müsste doch ganz einfach sein, und die Schwäbin in mir, die ich von der Herkunft gar nicht bin, sagt: Quer rüber ist doch viel geschickter!

Und schon bin ich eine Gefangene der Ringchaussee. Oder des Wendenkönigs, denn die ihm geweihte Straße quere ich auch öfters, ohne eine Ahnung zu haben, ob ich mich eher links oder rechts halten soll. Es sieht alles so gleich und ähnlich aus, immer ist da ein Graben und könnte gleich eine Brücke kommen oder auch nicht. Erbkönigfließ, Schlangengraben – ist das etwa vertrauenerweckend? Sicher nicht, wenn man an so manchen Spreewaldkrimi denkt. Und da stehe ich schon wieder auf der Ringchaussee, sie scheint überall zu sein! Leider immer mit zwei Optionen: rechts oder links? Lechts oder rinks (Jandl)? „Chaussee“ bedeutet eine künstliche, das heißt von Ingenieuren angelegte Straße, die den Verkehr und die Orientierung erleichtern soll. Die aber hier nicht anzukommen scheint gegen das vorhandene Netz an Wegen und Fließ, gegen die untergründig wirksamen Kräfte des Geländes.

(Auch mit dem Fahrrad werde ich mich verirren, sogar auf einer einstündigen Kanutour, bei der man mir noch eine wasserfeste Landkarte ins Boot legt, übersehe ich die richtige Abzweigung und absolviere die Tour im Gegensinn, was aber gar nichts machte. Es war eine Anfängerstrecke ohne Schleusen.)

Am besten ganz locker werden, einfach weitergehen und sehen, wohin man gelangt. Ganz leer werden, wie John Cage es einem Künstler empfiehlt, und dann würfeln... In seinem Essay „Empty Mind“ rät Cage beispielsweise: „Keine Vorstellungen von Ordnung“ – „Gegensätze = Teil der Ein-heit“ – „Wenn Struktur, rhythmische Struktur“.

Vielleicht folgen die beiden Joggerinnen, die auf mich zukommen, einer solchen rhythmischen Struktur: Sie kennen sich nicht aus, scheinen aber sicher zu sein, dass sie wieder zu ihrem Startpunkt zurückfinden. Sie verweisen mich an die von ihnen gerade passierte „Trachtenstube“. Dort platze ich in eine lebhaftere Damenrunde, Rotkäppchen-Sekt auf dem Tisch: Und ich sei also die Journalistin? – „Nicht so ganz.“ – „Radio Brandenburg?“ – „Sicher nicht.“ Sonst gehen sie hier montags radfahren, aber heute hat sich eine Journalistin angemeldet, Thema Tracht! Kaum ist sie eingetroffen (sicher mit Navi an Bord), bekomme auch ich das Mikro hingehalten: Sollen meiner Meinung nach die Menschen hier mehr Tracht tragen? Ich antworte, was wohl alle Touristen antworten: Ja, wenn es ihnen gefällt und es nicht nur zu touristischen Zwecken

ist! (Später werde ich lesen, dass die Hauben im Spreewald ursprünglich gar nicht so hoch und ausladend waren, sondern erst mit dem Tourismus in wilhelminischer Zeit immer prächtiger wurden, als die Berliner anreisten, um die Spreewälder bei ihrem Gang zur Kirche zu bestaunen.) Bei einem Blick in die Vitrinen lerne ich, dass die blaue Tracht die des Alltags ist (mir gefällt sie fast besser als die Festtagskleidung), dass die Ostereier kleine Wolfszähne tragen, dass man zu Ostern Schwarz anlegt und zum Begräbnis eine Krone erhält. Der kurze Besuch in der Trachtenstube – einem zentralen Ort der Dorf-Kommunikation, wie ich später erfahre – verhilft mir bereits zu einigen Kenntnissen, dank derer ich beim nächsten Spreewaldkrimi den einen oder anderen fachlichen Kommentar einwerfen kann.

### 3. DIE GÖTTIN DER BAGGER DAS RESERVAT

#### WERBEN - BRIESEN - DISSEN

An einem Sonntag radle ich e-unterstützt zwar auf der Ringchaussee, aber gelben, von übergeordneter staatlicher Macht aufgestellten Landstraßenschildern nach, hinaus aus der Riesenkranke Burg, erlaube mir nur einen kleinen Abstecher gleich hinterm Ortsende in den Wald, zum Friedhof der Vertriebenen, die (zumeist katholisch) nicht auf dem Gottesacker des Dorfes begraben werden durften. Radle dann aber geradewegs weiter zum Nachbarort Werben, wo laut Reiseführer eine „Gemüsekirche“ wartet, zu der auch ein großes Schild „Radlerkirche“ weist. Auf ganzer Fläche ist hier die Kirchendecke mit Blumen- und Gemüsemalerei überzogen – ein Himmel aus sehr irdischen Gewächsen wie Gurken, Zwiebeln, Möhren, Äpfeln. Aber als ich für bessere Fotos auf die Empore steige, entdecke ich noch einen ganz anderen Schatz: Sitzkissen, selbstgenäht, für die sonst allzu harten und kalten Stühle des Kirchenchors, fröhliche Blumendrucke aus den Siebzigerjahren, abstrakte Muster in Orange, Braun, Hellblau – Reste von Küchengardinen oder Kittelschürzen, die ein Café in Prenzlauer Berg oder in Friedrichshain sofort nehmen würde, einen ganzen Raum würde es damit ausstatten, Obstkuchen reichen aus biologisch-dynamischen Anbau und Torten, mit denen einst unsere Mütter wetteiferten. Aber die Kissen sollen nicht die Spree hinabschwimmen! Sie sollen mit ihren poppigen Polsterblumen weiter den wackeren Chor wärmen, ihm unterm grünenden Himmel den Swing geben.

Weiter gen Cottbus so weit das E-Bike trägt, zur nächsten Kirche, in Briesen. Eine Missionskirche, wie mir der sonntags auf Besucher wartende freiwillige Mitarbeiter erklärt, deren Bildprogramm den Heiden den Weg zum Heil, vom Dunkel zum Licht, anschaulich vor Augen führen sollte. Im Westen, im Rücken des Kirchenbesuchers, die alten Götter, denen man abschwören muss, vor sich die christlichen Heiligen und der Altar, auf den das Sonnenlicht trifft. Mich faszinieren vor allem die fratzenhaften, stark verblassten Figuren am Eingang – aber was sind das für Gottheiten, etwa eine vielarmige Shiva?

„Ja natürlich, was glauben Sie denn, woher die Germanen kommen?“ meint der Führer. „Aus Indien, wie die Gurke!“ (Karl der Große, erfahre ich später in Lehde, trug im Zuge der Christianisierung zur Verbreitung der Gurke bei, diesem ursprünglich exotischen, von den Hunnen oder Tartaren eingeführten Gemüse. Die indischen Götter mussten weichen, die Gurke blieb. Der christliche Gott wurde entthront, die Gurke blieb. Der Sozialismus kam und ging, die Spreewald-Gurke kriselte und füllt jetzt wieder die Regale in kapitalistischer Vielfalt.)

Wer sich also in einem der schönen Bildbände im Ruheraum des Bleiche-SPA über einen fernöstlichen Tempel beugt, dem sei gesagt: Indien ist ganz nah! Es ist in dir oder eine Viertelstunde mit dem Auto entfernt. Du musst dich nach Betreten der Briesener Kirche nur umdrehen...

In Dissen die dritte Kirche an diesem Sonntag – mit Blumen bemalte Deckenbalken, ein von den Nazis übersehener Davidstern in einem Buntglasfenster – und von dort über die Spreewalden, den neuen Deich, zurück nach Burg. Laut Karte müsste hier ein Auerochsen-Reservat sein, aber im weiten sumpfigen Gelände, das ich bei allmählich sinkendem Akku-Stand quere, ist nichts zu erkennen. In der Ferne, am Rand einer Wiese: etwa ein Auerochse? Nein, ein gelber Bagger. Der hier aber ebenso gut hinpasst wie die neuangesiedelten Ur-Ochsen, Wasserbüffel und robusten Ponys. (Wölfe streunen schon länger in der Gegend herum, sie warten nicht aufs neu gestylte naturnahe Ambiente.)



Was der Tagebau zerstört hat, wird nach neuesten ökologischen Gesichtspunkten wiedererschaffen, wie in der Lausitz, wo laut Werbung das größte künstliche Seengebiet Europas entsteht. Einigen Uferabschnitten des Nordumfluters sieht man die gewollte Natürlichkeit des Landschaftsgärtners noch sehr an. In fünfzig Jahren wird man deren Urtümlichkeit preisen: DIE AUE DER OCHSE DAS NEULAND.

#### 4. DIE STADT DER KAHN DAS KRAFTWERK

##### LÜBBENAU

In Lübbenau treffe ich endlich auf ein Heimatmuseum, das nicht nur Trachten, nicht nur Fotos mit Ausflügler-Gruppen um 1900 zeigt, sondern auch die Jahrzehnte der DDR dokumentiert. Im Eingangsbereich laufen drei Projektionen parallel: historische Filmszenen, die ich schon zigmal gesehen habe (mit der Dampflok angereiste Hauptstädter, die unter großem Hallo in schwankende Kähne steigen), dann Sequenzen von Tänzen, Hochzeiten und Beerdigungen (die Tradition, die Konstanten) und – endlich! – Ausschnitte aus DDR-Fernsehsendungen: der Besuch des Staatsratsvorsitzenden in den sechziger Jahren, die Einweihung des Kraftwerks, zu seiner Zeit das größte Braunkohle-Wärmeleistungswerk der Welt, Einblicke in die neue sozialistische Mustersiedlung der Neustadt.

Im ersten Stock sind Objekte zur Kraftwerksgeschichte wie zum DDR-Alltag, darunter eine komplette Drogerie mit Originalprodukten, ausgestellt. Außer mir bewegt sich nur eine Gruppe aus dem örtlichen Alten- und Pflegeheim mit Rollatoren durch die Räume; vor einer Vitrine mit Sandmännchen-Puppe und Miniatur-Volksarmee-Jeep jammert eine Frau abwechselnd: „Ich hatte drei Kinder“ und „Ach, ich hab' gar keine Kinder mehr...!“ Als ich beim Hinausgehen an der Kasse bemerke, dass mir die Einbeziehung der Zeit vor 1989 besonders gefallen habe, erfahre ich, dass viele Besucher so reagierten. (In Burg ist man in der „Heimatsstube“, die ein beeindruckendes Archiv an historischen Fotografien hütet, sehr erstaunt, als ich nach Aufnahmen aus der DDR-Zeit frage: „Ach, da war doch nichts los hier...“. Man lädt zu Diavorträgen über „Burg annodazumal“, das heißt, die Epoche vor dem Zweiten Weltkrieg, aber ich prophezeie: Bald werden die Kurgäste nach DDR-Abenden fragen!)

Die Touristinformation in Lübbenau bietet Folder zu verschiedenen Stadtvierteln an, Vorschläge für Rad- und Kahntouren, aber nichts zum Kraftwerk – es steht ja auch nicht mehr. Dennoch: Für einige Jahrzehnte war es der Mittelpunkt des Ortes, der gesamten Region: „Es hat“, wie eine Taxifahrerin in nostalgischem Ton bemerkt, „uns allen Arbeit gegeben.“ Und es interessiert mich, da ich im Schatten eines anderen Kraftwerks, eines Atomkraftwerks, aufgewachsen bin, mein Vater dort gar als Physiker beschäftigt war.

In der Lübbenauer Neustadt, wo über dem Wegweiser zur Agentur für Arbeit ein Schild für das „Sauna- und Badeparadies“ wirbt, auf das Jobcenter ein Pflegeheim folgt, wo es noch eine „Straße der Jugend“ und eine „Straße des Friedens“, eine August-Bebel- und Karl-Liebknecht-Straße gibt und eine Schiller- an eine Bertolt-Brecht-Straße grenzt – hier treffe ich auf einen „Energieweg“ (im nicht-spirituellen Sinn), der über Stationen verteilt die Geschichte des Kraftwerks und der Arbeiterstadt erzählt. Ein junges Paar, das ich nach dem Standort des ehemaligen Kraftwerks frage, kann mir die ungefähre Richtung nennen, auch den Weg zum Erlebnisbad, würde aber an meiner Stelle gleich dorthin abbiegen. Wieder fühle ich mich als Westlerin ertappt, die das Abgewrackte, das ehemals Real-Sozialistische, das „Authentische“ sucht. Ich radle ein Stück und frage dann in einer Kneipe, wo einige offensichtliche Ex-Kraftwerkler an der Theke stehen. „Gibt's nicht mehr das Kraftwerk!“ ruft einer. „Ist heute alles Kaufland!“

War einmal: Bis auf einige Verwaltungsgebäude wurde das Kraftwerk vor fünfzehn Jahren gesprengt; an das eingezäunte, sicher kontaminierte Grundstück grenzt heute die Kaufland-Auslieferung. Zur „Kaufland-Logistik“ weist ein Schild an der „Neckarsulmer Straße“, was mich heimatlich angreift: Ich bin in der Nähe von Neckarsulm aufgewachsen; für uns bedeutete der erste Kaufland eine Verödung der nahen Innenstädte. Logistik aus dem Westen also zur flächen-deckenden Verkaufandisierung des Ostens!

Das Kraftwerk ist jetzt Kaufland, der Haupterwerbszweig von Lübbenau der Fahrrad- und Kahn-Tourismus und die frühere Schwimmhalle, die von der Abwärme des Kraftwerks geheizt wurde, ein „Spreewelten-Spaßbad“, das offensichtlich mehrmals den Betreiber gewechselt hat, immer wieder umgestaltet wurde und jetzt die besondere Attraktion anbietet, dass man hier „mit

Pinguinen schwimmt“. Im Außenbecken können die Badegäste, getrennt durch eine Glasscheibe, mit Zwergpinguinen auf Tauchgang gehen. Allerdings sind die Vögel bei meinem Besuch gerade nicht einsehbar mit Brüten beschäftigt und lassen sich kaum im Freien blicken. Nur zwei Pinguine kommen aus den künstlichen Felshöhlen hervor und säubern ausgiebig ihr Gefieder. Mit mir warten an diesem Abend zwei Mädchen darauf, dass wenigstens einer mal ins Wasser springt, dass hier endlich etwas passiert! „Vielleicht“, meint die eine, „vielleicht klappt es ja mit der Bundeswehr und ich gehe nach Leipzig. Warst du schon mal in Leipzig?“ – „Nö.“

Zum Erlebnisbad gehört ein großes Saunadorf, das vor kurzem noch einmal erweitert, modernisiert wurde – es riecht nach frischem Holz – mit noch mehr Hütten im Spreewälder Stil, noch mehr „Erlebnis“: unterschiedlichen Temperaturen, Aufgüssen, Farbspielen, mit Hintergrundmusik oder Märchenerzählstimme. An diesem Tag verlieren sich die Saunagäste auf dem Gelände – wie saunaverrückt sind die Lübbenauer oder ihre Touristen, dass es hier einmal richtig voll wird? Ist das die neue Freiheit, die neue Vielfalt, ein Hüpfen von Hütte zu Hütte, bei der ich – von Namen und „Themen“ leicht zu verführen – kaum zur Ruhe komme. (Dabei innerlich die „Bleiche“ lobe, die mich mit einem Erlebniszwang verschont.) Und natürlich wieder mit der Ostalgie des Westlers frage: Wer hätte das vor 25 Jahren gedacht?

## 5. DIE BIRKE DER HOCHWALD DAS GETIER

LEHDE

Zur Wotschofska bin ich von Lübbenau aus gewandert, begeistert von den Birken, wie gerne würde ich mit einem Birkengedicht nach Hause fahren, mit einem Baumgedicht, das so schwer zu machen ist! Für den Rückweg steige ich in einen Kahn, zur Fahrt durch den berühmten Hochwald – was nach „Hochamt“ des Waldes klingt, der aber auch hier nicht urwüchsig, sondern gepflanzt ist und als geschütztes Reservat sich selbst überlassen wurde. Ich erfahre, dass die Schlangen früher eine zuverlässige Hochwasserwarnung waren und daher die alten Häuser mit gekreuzten Schlangenköpfen als Glücksbringer geschmückt sind (auch beim großen Tsunami in Südostasien 2004 waren es zuerst die Tiere, die sich auf höheres Gelände flüchteten). Ich lerne,

dass der Mink dazu gut war, die Bisamratte zu vertreiben. Dass der saure Regen gegen einen Pilz bei den Erlen geholfen hat. Dass die rötliche Färbung in manchen Kanälen eine kaum zu beherrschende Tagebau-Ausschwemmung ist, welche die Artenvielfalt bedroht. Dass die Erlen gar nicht „typisch“ sind und auch nicht Venedig auf Spreewald-Erlen steht, das hört der Kahnfahrer zur Zeit jeden Tag und fragt sich, in welchen Ecken des Internets das nun wieder herumschwimme.

Aber die Fahrt ist ja doch „traumhaft“, mit der leisen Bewegung des Wassers, den Vogelstimmen, dem Ausblick auf malerisch verwilderte Seitenarme, wo gewiss selten gewordene Tiere leben, die hoffentlich nicht von Ab-in-die-Wildnis-Kanuten aufgestört werden.

Auf Lehde zu wird es auch im Kahn wieder lauter, mit nahezu lorihaften Gesprächen: „Also die Wotschofska, ich weiß nicht – die Kartoffeln haben woanders schon besser geschmeckt“ – „Es standen aber auch Knödel auf der Karte!“ – „Guck mal Ernst, die Ente, hast du die Ente fotografiert, wer weiß, ob noch mal so eine Ente kommt...“ – „Köpfchen unters Wasser...“

O nein, bitte nicht, jetzt bitte nicht dieses LIED, an das ich doch selbst gedacht habe, das in mir zu summen anfängt, und wenn wir alle einmal im Altersheim nicht mehr wissen, wer wir sind, wie wir heißen, sind wir bei diesem Lied dabei, das in unseren Kindheitsfließen daherkommt: DIE PERSON DER NAME DAS LIED.

## 6. DIE ERZÄHLUNG DER ROMAN DAS GEDICHT

Ich bin schon wieder überstimmt. Die anderen Gäste, die sich zur „Quelvenerzählung“ im japanischen Ruheraum einfinden, votieren für die „Traumreise“, nicht für die Sagen aus dem Spreewald, von denen ich gerne eine hören würde. Am allerliebsten jedoch würde ich noch mehr aus dem Leben der „Quelle“, die heute im Dienst ist, erfahren: des SPA-Mitarbeiters, der zu DDR-Zeiten als Hochseefischer unterwegs war, dreimal nach New York kam! Nach der Wende arbeitete er in Österreich, ließ sich zum Sauna- und Bademeister ausbilden und ist jetzt wieder mit Familie zufrieden zurück in der Heimat.

Also die „Traumreise“ bei geschlossenen Augen, entspanntem Daliegen, angeleitet durch die beruhigende Stimme unseres Traum- und Entspannungsguides. Wären da nicht meine ständigen nervös aufzuckenden Assoziationen. „Ich stelle mir vor, ich bin auf einer einsamen Insel...“ Sofort denke ich an Robinson Crusoe und an Tom Hanks in *Cast Away – Verschollen*, an die erschütternde Szene, als Wilson, der Volleyball mit dem aufgemalten Gesicht, sein Gefährte in der jahrelangen Einsamkeit, Gefährte wie Robinsons Freitag, als sein Wilson auf den Wellen davontreibt. „Ich bin allein auf einem weißen Strand...“ Schon fällt mir ein, wie sehr ich mich im letzten Sommer, als ich drei Monate in einem Bergdorf bei Rom verbracht habe, nach dem Meer gesehnt hatte und als ich endlich dort war, bei Sperlonga, der Sand zu heiß war, um ihn zu betreten, und es nur gegen Geld überhaupt möglich war, an einen schönen Strandabschnitt zu gelangen – aber bei der Traumreise, natürlich, sind wir allein, auf unserer eigenen Trauminsel. „Vor mir das wunderschöne blaue Meer...“ im Wasser vielleicht Haie, wie es an Australiens Traumstränden vorkommen soll? Der Nachbar meiner Eltern hat einen längeren Australien-Urlaub einmal folgendermaßen resümiert: „Und überall diese Insekten!“ Mein Sohn fällt mir ein, der als Fünfjähriger den großen Tsunami im Fernsehen gesehen hatte und dem ich versprechen musste, dass wir nie und nimmer in ein sogenanntes „Urlaubsparadies“ fahren.

Unser Quelve hat es gut gemacht, erzählt uns noch von seinen persönlichen Entspannungs-Ritualen – aber ich habe nicht funktioniert. In dem Roman, den ich gerade lese, *Kafka am Strand* von Haruki Murakami, erklärt der rätselhafte Bibliothekar Oshima dem Jungen Kafka Tamura den Unterschied zwischen einem statischen Glücksmoment und einer Geschichte, nicht ohne auf den bekannten ersten Satz in Tolstois *Anna Karenina* zu rekurrieren, dass alle glücklichen Familien einander ähnelten, nur die unglücklichen auf ihre je eigene Art unglücklich seien: „Eine Geschichte entsteht erst durch einen großen Wendepunkt. Durch eine unerwartete Entwicklung. Das Glück hat nur ein Gesicht, aber das Unglück hat für jeden Menschen ein anderes. Wie Tolstoi gezeigt hat. Das Glück ist eine Allegorie, das Unglück eine Geschichte.“

Glück ist, sich im warmen Pool treiben zu lassen und den Opernstimmen unter Wasser zu lauschen – aber von welchen Dramen werden sie angetrieben? Klingt eine Arie nicht umso schöner, je verzweifelter die Rollenfigur ist? Oder die große Verzweiflung gerade „glücklich“ hinter

sich hat? Und ist nicht bei den Filmen, zu denen wir uns im Kinoraum in warme Decken kuscheln, das Erlebnis am schönsten, wenn die Geschichte uns emotional packt, das heißt, eine Entwicklung gegen ein schnelles Happy End nimmt? Das Unglück ist eine Geschichte, sagt Murakami, das Glück eine Allegorie, ein Gedicht. Das ideale Gedicht ist ein festgehaltener Augenblick, ein aus dem großen Vergänglichkeitsstrom „geretteter“ Augenblick: DIE SUCHE DER ZUFALL DAS GLÜCK.

*Kafka am Strand* hatte ich vor der Abreise im Oxfam Shop in Stuttgart entdeckt: Ich hatte Bücher hingebraht und wie immer andere mitgenommen, damit der Laden läuft – Titel, die ich schon immer mal lesen wollte, wenn nicht ständig andere Bücher dazwischen kämen. Aber jetzt war, durch Zufallsgriff, *Kafka am Strand* genau das richtige Buch mit dieser Mischung aus Realismus, Traum, Märchen; und ich konnte lesen, wann ich wollte (keine Familie um mich), morgens vor dem Aufwachen, mitten in der Nacht. Immer noch habe ich Szenen aus diesem Buch in Erinnerung, als sei ich selbst darin herumgegangen. (Aber vielleicht ist das Lesen hier von dieser Art, wenn doch die Buchhändlerin beinahe wie die Frau Holle im Märchen heißt!)

Auch Reflexionen zu Gedichten fand ich bei Murakami, die gerade recht kamen, da ich einen Gedichtband abschließen, das heißt auch: aussortieren, streichen musste. Murakami unterscheidet scharf zwischen Gedichten, die nur eine „symbolhafte Sprache“ verwenden, „um poetisch zu wirken“; die wahren Gedichte seien die, die „einen prophetischen Zugang zum Leser finden“. Solche Gedichte, überlege ich, kann man wiederum nicht herbeischreiben. Wichtig ist auch die Haltung des Schreibenden: sich selbst offen zu machen, auch gegenüber dem eigenen ambitionierten Ich. Selbst leer zu werden, um zu den eigenen Themen, dem eigenen Ton zu finden. Eine poetische Sprache darf nicht wie die Strings-Taste beim Digitalpiano sein, die alles in Streicherklänge auflöst, oder auf sonstige effektvolle Zuschaltung setzen. Mein Ideal könnte sein: die Piano 1-Taste, das normale Klavier, und dann erklingt Satie.

## 7. DIE ZEIT DER SCHMERZ DAS ERINNERN

Ich sehe ihn unten auf der großen Wiese vor dem Hotel, in einem Steppmantel, der vielleicht etwas zu warm ist für diese Märztag; er blickt seiner kleinen Enkelin hinterher, die auf einen entfernten Baum zurennt. Die kleine Gruppe wäre mir auch so aufgefallen, wenn ich nicht sofort IHN erkannt hätte, den New Yorker Taxifahrer aus *Night on Earth*, während Frau Holler, in der DDR aufgewachsen, andere Rollen und Filme nennt – seine kleine Familie hätte ich beim Frühstück auch so als etwas Besonderes wahrgenommen, so gelöst und heiter wirkte sie und ein klein wenig melancholisch. (Und wenn wir jetzt von ihm erfahren wollten, welcher wohl sein wichtigster Film war, würde er vielleicht zurückfragen: „Wichtig - ?“)

In diesem Jahr wird er 85 Jahre alt, was man ihm aber überhaupt nicht ansieht. Ich stehe oben am Fenster und blicke zur Wiese und sollte schon nicht mehr da stehen und ihn beobachten, obwohl ich doch dieses Zimmer habe, um das Kommen und Gehen zu verfolgen, als Hotelschreiberin auf Zeit! (Einmal, so kann ich berichten, reiste gar der japanische Botschafter mit Gefolge an!) Ich setze mich auf das Sofa und weine ein wenig um meine Mutter und meinen Vater, die vor einigen Jahren gestorben sind und nicht so alt wurden wie er, und um alles, was so gnadenlos dahinfließt im großen Nordumfluter der Zeit.

Später, im Mai, als zahlreiche Artikel zum 70-jährigen Kriegsende erscheinen und ich selbst am 9. Mai vom Spreewald aus nach Berlin fahre und am Russischen Ehrenmal sehe, wie hochbetagte russische Veteranen im Rollstuhl durch ein Blumenmeer geschoben werden – , da lese ich, dass sein Vater, der die Schauspielerei und die Kunst liebte wie der Sohn, am 1. Mai 1945 in einem Hospital unter mysteriösen Umständen verstorben ist. Als Deserteur erschossen? Auf dem Friedhof in Burg finden sich dutzende Namen deutscher Soldaten, die zwischen dem 21. und 24. April 1945 bei den letzten „Abwehrkämpfen“ den Tod fanden. Bei einem sehe ich das Datum 1. Mai, als Berlin bereits fast vollständig von den Russen eingenommen war. Mit Mai '45 assoziiert man Kriegsende und Frieden, in Wahrheit starben noch einmal Tausende, viele auf Befehl fanatischer Nazis. Die Stadt Lübben wurde durch Häuserkämpfe zu 85 Prozent zerstört; was stehenblieb, wie das Schloss, trägt heute noch Einschusslöcher.

Auch zur Zehn-Jahres-Feier des Holocaust-Denkmal kurz zuvor habe ich mich nach Berlin aufgemacht, nicht eigentlich wegen des Denkmals, sondern wegen der Gedenkfeier mit Zeitzeugen, von denen es immer weniger gibt. Später entdecke ich am Rand der Stelen den Architekten Peter Eisenman, der sich mit Mitarbeitern des Sicherheitsdienstes fotografieren lässt und also auch mit mir. Liebe Kinder, wenn ihr dies einmal lest, gedenkt meiner mit Nachsicht! Immerhin gab Eisenman mir noch einen guten Rat auf den Weg: „Read Rilke!“

## 8. DIE SONNE DER MOND DAS GESTIRN

Dann stehe ich selbst auf der Wiese, die Koffer sind schon an der Rezeption (aber ich darf noch einmal wiederkommen für eine vierte Woche im Mai) – es ist der 20. März, Frühlingsanfang und Tag einer partiellen Sonnenfinsternis, ich stehe auf der Wiese und blicke zur Sonne, mit einer Schutzbrille, die ich mir noch per Eilboten schicken ließ. Als Dichterin ist man ja auch für die Natur und die Sterne zuständig! Bald versammeln sich einige Hotelgäste und reichen die Brille herum; auch das Ehepaar Clausing und Frau Holler kommen hinzu. Mit einem Blatt Papier basteln wir uns noch eine einfache Lochkamera. Der Schatten schiebt sich über die Sonne, bedeckt sie schließlich zu 75 Prozent, wie man mit der Schutzbrille gut sehen kann; ohne sie bemerkt man nur eine ganz leichte Veränderung, eine Dämpfung der Farben. Dann weicht der Mond wieder zurück. Das nächste Mal wird eine solche partielle Sonnenfinsternis bei uns im Jahr 2021 zu sehen sein. Vorausgesetzt, der Himmel ist klar. An diesem Märztag gab es keinen schöneren.